Rezension von

Schulze Gerhard (2011) Krisen. Das Alarmdilemma. Frankfurt/Main. S. Fischer Wissenschaft. 251 Seiten. Gebunden 19,95€. ISBN: 978-3-10-073607-9

Gerhard Schulze, promovierter Soziologe und emeritierter Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung und Wissenschaftstheorie an der Universität Bamberg, legt ein handliches Bändchen vor, das Kriminologen wie Polizeiwissenschaftler bereichern kann, obwohl darin wenig über Kriminalität geschrieben wird.

Vielmehr befasst sich der Autor grundsätzlich mit der Frage, was überhaupt eine Krise ist und was in Krisendiskursen geschieht. Dies tut er unter wissenschaftstheoretischen Perspektiven. Es mag für Kriminalisten und Kriminologen ungewohnt sein, wie unaufgeregt und sachlich, dabei aber stets gut verständlich und schwungvoll der Autor das Thema angeht.

In zehn Kapiteln geht der Autor dem Krisenbegriff auf den Grund.

Schulze steigt in den Diskurs mit dem Untergang der Titanic ein: Wer heute einen Alarm in Frage stelle, müsse mit der Empörung der Alarmierten rechnen. Technik, soziale Differenzierung und Globalisierung führen zu immer größerer Komplexität. Nichts sei so gewiss wie der Störfall. Die Gesellschaft schwanke zwischen Sicherheitsillusionen in der ignoranten Ruhe vor der Krise und Ratlosigkeit nach deren Ausbruch. Es herrsche Ungewissheit über die tatsächliche Gefahrenlage und über die Rechenmodelle und Vorhersagen (vgl. *Beck* 1986, *Beck* 2007). Die Ungewissheit übertrage sich unvermeidbar auf die daraus abgeleiteten Präventivmaßnahmen und gerät zugleich in Vergessenheit.

Als Gegenmodell zur Alarmstimmung schlägt Schulze zumindest unter Fachleuten freies Denken vor. Dies impliziere aber Skepsis, die dem zuwider läuft, was einem das Gefühl eingibt. Skepsis macht Mühe, erzeugt Argwohn und schafft Feinde. Ein Problem sei: Auch Skeptiker müssen irgendwann handeln, ohne Gewissheit in Anspruch nehmen zu können. Auf mehr als eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit können sie nicht hoffen.

Der Autor unterscheidet zwei scheinbar entgegengesetzte Arten der Skepsis: Die warnende Skepsis werde „mit Erheiterung im Mainstream der Optimisten zur Kenntnis genommen oder ... sie wird selbst zum Mainstream und wächst sich zu einer kollektiven Welle der Angst aus, die berechtigt oder unbegründet sein kann...“. Die beschwichtigende Skepsis provoziere Unmut, geboren aus der Entrüstung der Alarmierten (11). Warnende Skeptiker bleiben Mitglieder der Gemeinschaft, den Beschwichtigenden drohe die Exkommunikation, wenn die Gemeinde erst einmal alarmiert ist. Wenn man Warnen als hysterisch und Beschwichtigen als Sich-Blöd-Stellen wider besseres Wissen pathologisiert, dann werden aus Diskursen Diffamierungswettkämpfe. Das Dilemma sei: Was man auch macht, es kann grundfalsch sein. Wer prinzipiell dem Zweifel nachgibt, kommt niemals weiter. (*Luhmann* 1991)

Von unsicheren Annahmen zum unbezweifelten Wissen sei es psychisch nur ein kleiner ... Schritt, erkenntnistheoretisch sei es ein Weltensprung (14). Unter Bezug auf *Kant* (15) kritisiert *Schulze* das Vertrauen auf Experten; hier trifft er sich mit Überlegungen von *Ulrich Beck*. Nichts trübe den Blick auf die eigenen Irrtümer mehr als der Kampf gegen die unterstellten Irrtümer der anderen (16; vgl. auch *Festinger* 1978)

Gerade das Wissen über Krisen und Risiken beruht auf unsicheren Annahmen. Die Fragwürdigkeit eines herrschenden Modells falle rasch einem kollektiven Gedächtnisschwund anheim. Objektivitätstümelei bestehe in einer Kombination aus Amnesie und Phantasie, wobei sich deren Vertreter im Besitz sicheren Wissens wähnen und sich meist gegen Skeptiker durchsetzen. Sie vergessen dabei, dass es meist keine Sicherheit gibt (*Popper* 1971). Fatalerweise werde dabei ein Konsens für einen schlagenden Beweis gehalten statt Anlass zum Zweifel zu bieten.

Nun steigt *Schulze* tiefer ein: Alle redeten von Krisen, wenige könne den Begriff definieren. Krisenwissen sei ebenso kompliziert wie fehleranfällig (20). Krisen setzen (eine sich wiederholende, vorhersagbar stabile) Normalität voraus, von deren Verlauf sie abweichen und den

sie stören. Krisen seien eine Störung dieser Abläufe man hoffe auf die Rückkehr zur Ordnung und Normalität. Dabei gehe die scheinbar banale Frage, was normal ist, unter. Soziale Konstruktionen seien aber unberechenbarer und krisenanfälliger als biologische oder technische. Die großen Systeme kamen mit der Moderne und laufen der lebensweltlich geschulten Intuition zuwider, sie überschreiten den alltäglichen Erfahrungshorizont. In Systemen führen Experten. Systemkrisen bestehen in der Abweichung von einer zu definierenden Normalität und (27) betreffen das Leben von Millionen (vgl. auch *Perrow* 1992).

Schulze unterscheidet zwischen einer Krise und dem Risiko einer (noch nicht eingetretenen) Krise (28). Risiken seien befürchtete negative Folgen des Handelns (vgl. *Luhmann*, vgl. *R.K. Merton*), Krisen sind Störungen des Normalen. Der Risikobegriff gehe von Ursachen aus und frage nach Wirkungen, der Krisenbegriff von den Wirkungen und suche Ursachen. Krisen setzen Normalität voraus, Risiko nicht.

Komplexe Krisentheorien sind Selbsterhaltungsstrategien, die nicht auf Instinkt basieren, sondern auf Denken und Prognose (31). Die aktuellen Krisendiskurse erreichen laut *Schulze* dieses Niveau nicht; kritische Argumente würden sofort abgewehrt. „Neues kann man nur voneinander lernen, wenn jeder seinen eigenen Kopf und sein besonderes Wissen hat.“ (32; vgl. auch *Fisher* 2009) Gefühle suggerierten Richtigkeit, gerade Krisendiskurse seien aber abhängig von Emotionen. Dies gefährde das Diskursniveau ständig (34). Der Handlungszwang suggeriere, es gebe keine Zeit für Debatten. Was in einem Krisendiskurs geschieht, *bedürfe*, so Schulze, seinerseits der Beobachtung.

Menschen seien von ihrer Entwicklung her Krisenwesen. Jede Störung eines gewohnten Ablaufs sorge rascher für Aufmerksamkeit als die Routine. Was klappe, wird weniger aufmerksam registriert als Probleme; selektive Wahrnehmung sei unvermeidlich, das stecke in den Genen (38). Besser man riskiere 99 Fehlalarme bei 100 Gelegenheiten als eine einzige übersehene Gefahr. *Schulze* entwickelt 3 Figuren einer allegorischen Anthropologie (40- 43):

- die universell Besorgten befürchten das Schlimmste, haben schlechte Erfahrungen und düstere Vorahnungen;
- die Pioniere berufen sich auf Utopien, suchen das Neue und bagatellisieren das Risiko;
- die Hausmeister bevorzugten Routinen. Störungen seien ihnen zuwider und würden mit Hausordnungen bekämpft.

Vormoderne Krisen waren Mangelkrisen und Naturkatastrophen; die Moderne pflüge alles um, alte Ordnungen geraten in Misskredit (46). Dabei seien zwei Formen von Normalität unterscheidbar: die des Aufenthalts und die der Transformation. Aus dem ständigen Wechsel habe die Moderne ein Handwerk gemacht. Sie habe (51) den Normalitätsbruch normalisiert. Der Preis dafür bestehe in einer Krisendynamik neuer Art, dem Wechsel zwischen Aufenthaltskrisen und Transformationskrisen. Bei den letzteren verschlimmern hektische Kriseninterventionen alles. Der Autor weist auf ein wichtiges Paradox der Moderne hin: (55) je sicherer das Leben, je besser gegen Krisen gerüstet, desto bedrohter fühlen sich die Menschen. In Krisendiskursen der Gegenwart komme ein antimodernes Paradigma zum Vorschein: Das Bestehende sei das Gesunde, die Veränderung das Kranke.

Man entgehe der Krise nicht, so *Schulze* (58) Die eine zu bewältigen heiß oft die andere herbeizuführen. Moderne Gesellschaften leben im permanenten Vorkrisendiskurs – mit Frühwarnsystemen, Versicherungen, Notfallplänen – ständig den Finger auf dem Alarmknopf. Totale Sorglosigkeit wäre gefährlich, totale Vorsicht absurd (59). Die Ungewissheit bleibe ständig groß, Wahrscheinlichkeiten und Gegenwahrscheinlichkeiten liegen eng beieinander. Die Warnenden riskierten Fehlsteuerungen von Geld, Zeit, Energie, Produkten und Einschränkungen der Freiheiten. Die Beschwichtiger riskierten ein böses Erwachen, im schlimmsten Fall den Tod.

Vorsicht werde aber absurd, wenn sie das normale Leben auf Dauer zum Erliegen bringe (61). Warnende hätten einen strukturellen Vorteil, dass sie zum Handeln auffordern; Beschwichtiger plädierten für ein Unterlassen. Das Gesetz des Handelns liege aber bei den

Aktiven. Besser man mache zu viel als zu wenig. Die bloße Möglichkeit werde zum Alarmgrund. Schlauer sei man erst hinterher. Dabei sei wichtig der folgenschwere Unterschied zwischen Natur und Kultur: Naturprozesse bleiben unberührt davon, ob jemand warnt oder nicht, Kulturprozesse reagieren darauf (67; vgl. auch *Perrow* 1992). Letztere seien ungleich schwerer zu erklären, vorherzusagen und auch nur festzustellen (80). Auch hier gibt es wichtige Querverweise des Buches auf soziologische Klassiker, die bei Kriminologen und Polizeiwissenschaftlern gut bekannt sein dürften: Die sich selbst erfüllende Prophezeiung (*Merton* 1995) bzw. das *Thomas*-Theorem, das in seiner engen Fassung sagt, es passiere genau das, was man vermeiden will; die weitere Fassung lasse zu, dass zwar nicht das Befürchtete, aber ein anderes Unheil geschehe (68). Deshalb müsste, so *Schulze*, jede Krisenintervention auf die durch sie bedingten Schäden analysiert werden (70). Dagegen abgegrenzt ist die sich selbst zerstörende Prophezeiung: es geschieht etwas nicht, wenn man seine Aufmerksamkeit darauf richtet. Daraus folge allerdings ein Paradox (73): Jede erfolgreiche Intervention ziehe ein Erkenntnisdefizit nach sich. Weil die Krise ausbleibt, könne es im Nachhinein keine Beweise geben. Niemand könne eine Krise „direkt“ sehen (74). Man brauche eine Optik dazu. Ohne Bezugssystem, ohne Apriori ist Krise nicht denkbar. Die Voraussetzung zum Erkennen einer Krise sei ein Normalitätsmodell (81). Dann brauche es zusätzlich ein Diagnosemodell und ein Kausalmodell. In Krisendiskursen kommen alle drei kaum zur Sprache.

In der normalen Umgebung nimmt man Normalität nicht wahr. Normalitätsmodelle sind implizit. Erst wenn der Kontext ungewohnt ist, wird das Normale bewusst und interessant (82). Wer Normalität wolle, müsse sensibel für ihr Stocken sein. Dies sei evolutionär sinnvoll und versorge uns mit aktuellen Informationen über unsere Lebensumgebung. Bei Normalitätsmodellen müsse man zwischen (empirischem) Wissen und (normativen) Werten, zwischen Wahrheit und Wünschbarkeit unterscheiden (89). Diese Typen der Begründung würden in Krisendiskursen ständig verwechselt.

Was hilft? Logik und Mathematik, Statistik sind nur eine winzige Plattform. Es bleibt eine Kluft, die sich nur durch Vermutungen schließen lässt. „Dabei kommen sie so gut wie nie ohne Ermessensentscheidungen, Hochrechnungen, Worst-Case-Szenarios, Hypothesen und Interpretationen aus, die auch falsch sein können.“ (91). Politiker ließen falschen Beurteilungen Taten folgen. In der gesellschaftlichen Praxis könne man nicht von `herrschaftsfreien Diskursen´ reden (vgl. auch *Tomasello* 2009). Es gehe um Meinungen und Diskurse. Krisendiskurse übersetzen sachliche Gegensätze in kulturelle. Sie schaffen Koalitionen, Gruppengrenzen, Machkämpfe, persönliche Konkurrenzen und gebären Organisationen.

Bei seinen Ausführungen skizziert Schulze die zahlreichen impliziten Voraussetzungen in Krisendiskursen: So sei eine Krise nur sinnvoll zu definieren, wenn das zugrunde liegende Normalitätsmodell bewusst und von den Diskutanten geteilt sei.

„Wissenschaftliche Diskurse geraten unter moralischen Druck, ihr ethisches Kernprinzip, die Skepsis, wird als Sünde umgedeutet.“ (138)

Fazit: Das Buch ist gut und leicht lesbar, informativ und für alle, die von alarmierten Mediendiskursen zu mehr wissenschaftlich-skeptisch fundierten Diskursen über Krisen kommen wollen. Sinnvoll sowohl für Studierende als auch für Praktiker, um die Grundlagen für solche Debatten klarer zu sehen. Trotz des fehlenden Literaturverzeichnisses und eines kleinen Registers, um Schlagworte rasch wieder zu finden eine äußerst lohnenswerte Anschaffung, die für anregende Diskussionen unter Fachleuten sorgen könnte. Der Preis für das Buch macht die Anschaffung noch leichter. Auch für Master-Studierende der Kriminologie und Polizeiwissenschaften lohnt sich die Lektüre.

Michael Stiels-Glenn
Kriminologe & Polizeiwissenschaftler (M.A.), Integrativer Psychotherapeut (M.Sc.), Supervisor (DGSv),
Kunibertistraße 37, 45657 Recklinghausen, fon: 02361/106866, @: stiels-glenn@online.de

Literatur und Quellen

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Festinger, L. (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern, Stuttgart Wien.

Fisher, L. (2009): The Perfect Swarm. The Complexity of Everyday Life. New York, Basic Books.

Luhmann, N. (2003): Soziologie des Risikos. Berlin-New York, de Gruyter.

Merton, R. (1995): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin, New York: de Gruyter.

Perrow, C. (1992): Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik. Frankfurt Main, New York: Campus.

Popper, K. (1993): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg: Hoffmann & Campe.

Tomasello, M. (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt/Main: Suhrkamp.